

NekrO 0003

Mit freundl. Grüssen
Th. Vetter.

Professor Dr. Wilhelm Oechli

6. Okt. 1851 — 26. April 1919



Separatdruck aus der „Zürcher Post“



Vor einunddreißig Jahren war es. Im Lehrerzimmer des Großmünster-Schulhauses, das zugleich Rektoratszimmer, Sprechzimmer und Bibliothek war, trafen sich Tag für Tag drei noch jüngere Lehrer, die gar viele gemeinschaftliche Interessen besaßen. Alle drei hatten ein hübsches Stück Ausland gesehen, hatten an kleineren schweizerischen Mittelschulen gewirkt und sich die ersten Sporen verdient, waren durch das Schicksal und das Vertrauen des vortrefflichen Schulpräsidenten Paul Hirzel an die Höhere Töchter- und Knabenschule nach Zürich berufen worden und standen mit einem Fuße bereits auch in einer der höheren Lehranstalten. Der Älteste war seit einem Jahre außerordentlicher Professor für deutsche Literatur, der zweite hatte die Stelle des Professors der Schweizergeschichte am Polytechnikum, der Jüngste war seit kurzem Privatdozent an der Universität.

Man nahm gegenseitig lebhaftesten Anteil an den Arbeiten, die Jeden beschäftigten, wobei natürlich die beiden Älteren die Geber waren. Man verhandelte eifrig allerlei wissenschaftliche Fragen, sowie anderes und hörte nicht immer, wenn auf dem nahen Turme die Stunde schlug. Bei allem aufrichtigen Eifer für die Schule und die Schülerinnen übte doch nicht selten das Gespräch eine stärkere Anziehungskraft aus. Präsident Hirzel, der für menschliche Schwächen Sinn und Verständnis hatte, erteilte einen freundlichen Mahner und stif-

tete in das gemüthliche Lehrerzimmer eine Uhr, die bis jetzt gefehlt hatte. Vom Erfolge dieser netten Maßregel sei hier nichts gemeldet.

Ein Jahr darauf wurde Jakob Bächtold ordentlicher Professor an der Universität, entfaltete eine überaus fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit und war bald einer der beliebtesten akademischen Lehrer. Im Jahre 1897 mußte ihm der Jüngste einen Nachruf schreiben. Bächtold war noch nicht fünfzigjährig aus dem Leben abgerufen worden, nachdem er einen glänzenden Ruf an die Universität Leipzig abgelehnt hatte.

Der Zweite, Wilhelm Dechsl, erhielt 1893 eine Aufforderung, neben der Professur am Polytechnikum den Lehrstuhl für Schweizergeschichte an der Universität, der durch Georg von Wyß zu hohem Ansehen gelangt war, zu übernehmen und hat nun sechsundzwanzig Jahre lang beide Aemter aufs Trefflichste verwaltet. Nun ist auch er dahin gegangen, von wannen es keine Wiederkehr gibt, und noch einmal ist es der Jüngste, der dem zweiten treuen Genossen den Nachruf weiht.

Man muß sich allerdings bewußt sein, etwas zu tun, was dem Verstorbenen keine Freude machen würde, wenn man versucht, seinen Lebensgang und sein Wirken zu zeichnen; denn seiner Bescheidenheit lag es durchaus fern, irgendwie in der Oeffentlichkeit genannt zu werden und von sich reden zu machen. Aber man ist es seinem weiten Bekanntenkreise und auch der Nachwelt schuldig, von all dem Guten Zeugnis abzulegen, das Wilhelm Dechsl während seines reichen Lebens geleistet. War er auch für sich kein Jubiläumsmann, so war er doch Andern gegenüber stets bereit, bei ihren Jubiläen die Verdienste gebührend hervorzuheben; warum sollte man die seinigen nicht anerkennen?

Dechslı (geboren am 6. Oktober 1851) stammte aus einer alteingefessenen, geachteten Bürgerfamilie im Riesbach, deren Stolz es war, den Kindern eine tüchtige Erziehung ins Leben mitzugeben. Sein älterer Bruder wandte sich dem väterlichen Berufe zu und wurde ein angesehenener Baumeister, er selbst wählte sich das Studium der Theologie, da er in der Volksschule wie am zürcherischen Gymnasium große Begabung gezeigt hatte. Seine Schulkameraden von damals erinnern sich seiner als eines angenehmen und freundlichen Genossen, in dem sich schon früh ein freier und unabhängiger Geist regte. Er erfüllte seine Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit, wußte aber doch auch Zeit zu finden, um seinen besondern Liebhabereien nachzugehen. Das Gymnasium von damals gewährte seinen Zöglingen noch die Muße, nach eigenem Geschmack Fähigkeiten auszubilden und schöne Neigungen zu pflegen, die nicht im Stundenplane verzeichnet waren.

Während seiner theologischen Semester in Zürich (seit Herbst 1869) konnte Dechslı den Vorlesungen des Historikers Büdinger folgen und empfing aus denselben so reiche Anregung, daß er sich später ganz der Geschichte zuwandte. Auch Salomon Bögelin mit seinen kunstgeschichtlichen und Friedrich Albert Lange mit seinen philosophischen Vorlesungen förderten ihn sehr. Er wäre sicher ein gewissenhafter und ernster Pfarrer geworden, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß die Aufrichtigkeit, mit der er seinen innersten Ueberzeugungen nachlebte, ihn im geistlichen Amte zu Schwierigkeiten geführt hätte. Mit zwanzig Jahren legte Dechslı das theologische Vorexamen ab und reiste im Oktober 1871 über München, Nürnberg, Leipzig und Dresden nach Berlin, wo er in

Mommsens Seminar eintrat und eifrig arbeitete. Die Frühjahrsferien 1872 benützte er zu einem erneuten Besuche von Dresden und gelangte über Weimar und Kassel nach Heidelberg, wo er den Sommer verbrachte. Reiche Schätze des Wissens und der Anregung hatte er gesammelt, ohne sich einer bestimmten Schule von Historikern anzuschließen, als er im Herbst 1872 mit einer schönen Rheinreise die ausländischen Studien für einmal beendigte. In die Heimat zurückgekehrt, bestand er im Herbst 1873 das Diplomexamen für Geschichte und Geographie, legte der philosophischen Fakultät eine Abhandlung vor, die sich auf historische Quellen über die Zeit Konstantins des Großen bezog und erhielt im November 1873 den Doktorgrad.

Ein richtiger Historiker, zumal einer, der die Jugend zu lehren gedenkt, muß die Welt gesehen haben, wenn anders er seinen Schülern das Fach lebendig vortragen will. Und so begab sich Dehstli ins Ausland. In Paris freute er sich an den zahlreichen historischen Erinnerungen, besuchte die reichen Kunstsammlungen und saß daneben oft auf der Bibliothèque Nationale, vertieft in die Quellen zur Geschichte der großen Revolution. Er wollte die Zusammenhänge zwischen den Vorgängen in den Vereinigten Staaten und der Umwälzung in Europa genauer nachweisen, gelangte jedoch nicht zu dem Resultate, das er erhofft hatte. Konnte er aber auch nicht ein fertiges Werk als Frucht seiner Studien zustande bringen, so hatte er doch einen Einblick in jene Zeit erlangt, der ihm von bleibendem Nutzen war. Als er fast zwei Jahrzehnte später an der Höheren Töchterschule öffentliche Abendvorträge über die französische Revolution hielt, konnte man leicht empfinden, aus welchem reichem Schatz

von Forschung und eigener Anschauung er schöpfte. Um sich ein sicheres Einkommen zu verschaffen, übernahm er eine Lehrstelle an einem Institut in Valenciennes, unterzog sich alsdann der Prüfung als Deutschlehrer an französischen Gymnasien und ging als einer der Besten aus dem Examen hervor, worauf ihm eine Stelle an der Ecole Monge angeboten wurde. In jener Zeit lernte er seine spätere Lebensgefährtin kennen, eine muntere Bündnerin, mit der er sich seinen Herd in der Heimat zu bauen gedachte. Ein Aufenthalt in England, Holland und Belgien schloß die Wanderjahre ab und reich ausgestattet für den künftigen Beruf kehrte Dechslı nach der Schweiz zurück, wo ihm Winterthur eine Lehrstelle am Gymnasium als Nachfolger von Rektor Geilfus anvertraute.

Wie ernst es Dechslı mit seinen Pflichten nahm, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß er sich bald an die Schaffung von Lehrmitteln für sein Fach machte. Seine Bilder aus der Weltgeschichte wurden zum beliebtesten Lesebuche und erlebten rasch nacheinander neue Auflagen. Im Auftrage der zürcherischen Erziehungsdirektion verfaßte er für die Sekundarschulstufe ein Lehrbuch der allgemeinen und ein Lehrbuch der vaterländischen Geschichte, das vielfach erweitert, noch heute von manchen Lehrern gerne gebraucht wird.

Für die wissenschaftlichen Beilagen zum Jahresprogramm, die schon so manchen jungen Lehrer zu Forschung und Studium geführt haben, stellte er sich zweimal zur Verfügung. Das erstemal 1883 mit einer Abhandlung über die Anfänge des Glaubenskonfliktes zwischen Zürich und der Eidgenossenschaft 1521/24, und das zweitemal 1885 mit einer Darlegung des Streites um das Toggenburger Erbe, einem Beitrage zur Geschichte des alten Zürichkrieges. Für die Sempacherfeier im Jahre

1886 schrieb er ein Gedenkblatt, das deutsch, französisch, italienisch, oberländlerromanisch und engadinerromanisch veröffentlicht wurde.

Immer intensiver gestaltete sich Dechslis Arbeit auf dem Gebiete der Quellenforschung für die Schweizergeschichte. Zunächst ließ er für die Zwecke der Schule und die Lektüre zu Hause ein populäres Quellenbuch zur Schweizergeschichte erscheinen (1885), in dessen Vorwort er sich ausdrücklich davor verwahrt, daß man einen streng wissenschaftlichen Maßstab daran anlege, so genau und zuverlässig auch seine Texte waren; dann folgte eine sehr tiefgründige Studie über „Orte und Zugewandte“ (1888) und im Jahre darauf als Programm der Höheren Töchterchule in Zürich, an die er inzwischen berufen worden war, die ansprechende Skizze „Ueber die historischen Stifter der Eidgenossenschaft“.

Als im Jahre 1886 Johannes Scherr gestorben war und der Lehrstuhl für Geschichte am Polytechnikum verwaist dastand, berief der Bundesrat Herrn Professor Alfred Stern von der Berner Hochschule für das Fach der Weltgeschichte, erinnerte sich aber gleichzeitig, daß das Fach der Schweizergeschichte noch nie einen bleibenden Vertreter gefunden hatte. Für dieses Gebiet war Dechslis der richtige Mann. Mit Freuden übernahm er den Auftrag, den ihm die Behörde erteilte und freute sich, akademischen Vortrag und Schulunterricht miteinander verbinden zu können. Man entdeckte bald, daß in ihm der würdigste Vertreter gefunden worden war und der Bundesrat säumte nicht, ihm auch eine Arbeit anzuvertrauen, die nur ein ganz zuverlässiger Forscher und Darsteller zu leisten vermochte. Auf den 1. August 1891, den 600. Jahrestag des ersten ewigen Bundes erschien der schöne Band „Die Anfänge der Schweizerischen Eidgenos-

senschaft“, der Dechslis Name mit einem Schlage in die vorderste Reihe der schweizerischen Historiker stellte. Wer ihm wohl gesinnt war (und wer hätte ihn kennen lernen können, ohne alsbald von seinem bescheidenen Wesen gewonnen zu werden?), der freute sich mit ihm, daß ihm die allgemeine Hochachtung zuteil wurde, denn er verdiente sie und Ueberhebung war deswegen bei ihm nicht zu befürchten.

Seinen Vorlesungen ließ er die sorgfältigste Vorbereitung angedeihen, und Zuhörer, die das wahre Gold vom tönenden Erz zu unterscheiden wußten, fanden sich in immer größerer Zahl bei ihm ein. Es lag ihm daran, den Studierenden des Polytechnikums, deren Fachausbildung eine eigene, intensivere Beschäftigung mit der heimischen Geschichte nicht zuließ, in den Vorlesungen etwas auf den Lebensweg mitzugeben, das ihnen das Verständnis für die Entwicklung des Vaterlandes öffnen und die Liebe zur Heimat und ihren staatlichen Einrichtungen stärken sollte. Und wie Viele erinnern sich heute der anregenden Stunden! Pathos und Pose lagen ihm fern, aber das warme Schweizerherz, das in ihm schlug, mußte Jeder fühlen, der hörend zu seinen Füßen saß.

Mit dem Rücktritte und dem bald darauf folgenden Tode des Nestors der schweizerischen Historiker, Georgs von Wyß, entstand an der Universität Zürich eine Lücke, die nicht leicht auszufüllen war. Die kantonale Behörde wandte sich ohne Zögern an Dechslis, der zwar die Tätigkeit an der Höheren Töchterschule keineswegs gerne preisgab, aber sich doch sagen mußte, daß er in die Jahre gekommen, da er nicht mehr daran denken konnte, auf die Dauer die Schultätigkeit mit der akademischen zu vereinigen, wenn er daneben als Forscher

etwas leisten wollte. Und so nahm er Abschied vom Großmünster, wo man ihn unter Schülerinnen und Kollegen so ungerne scheiden sah.

Im Oktober 1893 eröffnete Dechslis seine Universitätsvorlesungen mit einem Kolleg über Schweizergeschichte bis zur Reformation und bewies gleich von Anfang an, daß ihm für seine Schüler die Ausbildung zu eigener Forschung ganz besonders am Herzen lag. Wenn der Bibliograph sich einmal daran macht, aufzuzählen, welche Arbeiten im Laufe eines Vierteljahrhunderts Universitätstätigkeit unter Dechslis Anleitung entstanden sind, so wird man staunen, was er auch hierin geleistet. Stoffe, die ihn bei seinen eigenen Untersuchungen gefesselt, denen er sich aber unmöglich selbst widmen konnte, übergab er seinen Schülern, nicht selten zugleich mit Material, das er für sich gesammelt hatte. Dabei beschränkte er sich keineswegs — wie man es bei akademischen Lehrern wohl da und dort findet — auf ein Gebiet, das ihm besonders nahe lag, um dann aus den Arbeiten der Doktoranden für die eigene Gesamtdarstellung zu profitieren, sondern er war bemüht, die gestellten Aufgaben der Begabung und Neigung der Schüler anzupassen. Täuschte er sich etwa in seinen Voraussetzungen, so schmerzte es ihn wohl und er konnte mit Bedauern davon sprechen, was Schönes man aus dem oder jenem Stoffe hätte machen können, aber er verlor deshalb die Geduld nicht, sondern unterstützte den werdenden Forscher, bis er sein Ziel erreicht hatte. Gar Viele sind im Schweizerlande herum, die ihm dafür zeitlebens Dank wissen.

Dechslis großes Opus, zu dem die allezeit opferfreudige Schweizer Firma Salomon Hirzel in Leipzig ihn aufforderte, die Geschichte der

Schweiz im 19. Jahrhundert, ein Teil der „Staatengeschichte der neuesten Zeit“, war als dreibändiges Werk in Aussicht genommen. Ein erster Band, „Die Schweiz unter französischem Protektorat 1798—1813“, erschien 1903, nachdem mit dem Drucke schon 1899 begonnen worden war. Aber so reichlich flossen dem Verfasser die zum Teil neuentdeckten Quellen, daß er sich nicht entschließen konnte, Dinge zu unterdrücken, die nach seiner Ansicht und — wie sich zeigte — auch nach derjenigen berufener Beurteiler eine neue Grundlage für das Verständnis des Werdens der neuen Schweiz bildeten. Schon die Schrift „Die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799“ (Zürich 1899) war eine Art von Programm gewesen und hatte gezeigt, wie sehr sich der Verfasser durch Hiltys „Vorlesungen über die Helvetik“ hatte erwärmen lassen. Von teilweise andern Gesichtspunkten aus suchte er die Helvetik zu beleuchten, ohne dabei die großen Verdienste bedeutender Vorgänger, wie Tilliers und Monnards zu verkennen.

Ein zweiter Band sollte von 1813 bis 1847 reichen, ein dritter von 1847 bis zur Gegenwart. Aber die Rechnung erwies sich als trügerisch. So viel Neues war über die Zeit der Neukonstituierung des Bundes und der Kantone unter dem Einflusse der Großmächte von 1813—1815 zu sagen, so viele verwickelte Verhältnisse waren zu entwirren, daß der sonst stets so zielbewußte Verfasser lieber auf die Erfüllung seines Versprechens verzichtete, als daß er flüchtig über die bedeutungsvolle Epoche hinweggegangen wäre. Lange Aufenthalte in Paris und in Wien hatten ihm die Möglichkeit geboten, ein reiches Aktenmaterial, wie es zum Teil noch keinem seiner Vorgänger zur Verfügung gestanden hatte, zu verwerten, und ein Bild von sel-

tener Vollkommenheit zu zeichnen. Gar manchen Abschnitt trug Dechslı in der Antiquarischen Gesellschaft vor und spannte in jenem Kreise die Erwartungen auf den zweiten Band sehr hoch; aber als das stattliche Buch mit seinen 850 Seiten im Jahre 1913 erschien, war doch jeder Leser erstaunt über die Fülle wichtiger Dinge, die der Verfasser über die Zeit von 1813—1830 zu erzählen hatte.

Wenige werden ja Zeit und Geduld haben, diese Bände von Anfang bis zu Ende durchzulesen, aber wer auch nur dann und wann gewisse Abschnitte durcharbeitet, wird sich freuen über den reichen Gewinn, den er davonträgt. Nicht allein das politische Leben gelangt zur Darstellung, sondern auch das geistige Ringen und die industrielle Entwicklung jener Jahre. Wohltuend wirkt in so vielen Partien die warme, persönliche Anteilnahme des Verfassers an den Geschehnissen seines Vaterlandes, denen er bald mit ängstlicher Spannung gegenübersteht, um an andern Orten sich wieder des Erreichten herzlich zu freuen. Diese Eigenschaften gewinnen den Leser für das Buch, während Andere vielleicht lieber eine schwunghaftere Erzählung gewünscht haben möchten.

Als Jakob Bächtold am Sechseläuten 1892 als 44jähriger seine „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ mit dem Tode des alten Bodmer abschloß, geschah es immerhin mit der Absicht, später einmal einen zweiten, abschließenden Band folgen zu lassen. Dechslı konnte zwanzig Jahre nachher als 61jähriger nicht mit derselben Zuversicht an Fortsetzung oder gar Abschluß seines Lebenswerkes denken. Berghoch türmte sich vor ihm die Menge der zu erledigenden Einzeluntersuchungen auf, bevor man auch nur an eine klare Disposition gehen konnte. Selbst eine so ungeheure Arbeits-

kraft wie die Seine hatte Grenzen. Dazu kam immer wieder die Verlockung, sich mit diesen oder jenen historischen oder Tagesfragen zu beschäftigen, die sich ihm geradezu aufdrängten, oder Wünsche von Freunden zu befriedigen, die von seiner geübten Feder die Darstellung irgend eines lokalen Ereignisses oder einer Einzelpersönlichkeit verlangten. Stets fand man ihn willig, stets konnte man auf etwas Gediegenes und Zuverlässiges rechnen.

Als er im Jahre 1897 von einem deutschen Verlage um die Korrektur einer historischen Karte der Schweiz gebeten wurde, faßte er das Problem gleich so gründlich an, daß nachher billigerweise sein Name an der Spitze der großen „Wandkarte der Schweiz im Jahre 1798“ stand neben demjenigen von Baldamus.

Der Weltkrieg erschütterte ihn gewaltig. Genaue Vertrautheit mit der germanischen wie der romanischen Seele ließen ihn nicht leichtfertig aburteilen und das Tagesgeschrei schnellfertiger Politiker und Eintagshistoriker, deren leichter Flug durch keine Kenntnis der Vergangenheit gehemmt wurde, ekelte ihn an. Würde man seine warme Teilnahme an allen Einzelschicksalen des geliebten Vaterlandes später noch verstehen können? Müßte die Sorgfalt, mit der er den letzten Spuren unseres Verdeganges nachforschte, einem neuen Geschlechte, das unter Sturm und Beben heranwuchs, nicht vielleicht als Kleinlichkeit erscheinen? Solche und ähnliche Bedenken äußerte er gelegentlich. Der Entschluß, die Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert nicht zu Ende zu führen, war gefaßt, bevor seiner seit Jahren erschütterten Gesundheit unmittelbare Gefahr drohte. Sein junger Fachkollege, Professor Gagliardi, hatte durch den ersten Teil seines Buches über Alfred Escher den

Beweis geleistet, daß er sich vortrefflich in die neueste Geschichte der Schweiz eingearbeitet hatte. Dechslı besprach das Werk mit großer Wärme und Anerkennung, bat den vielversprechenden Fachgenossen zu sich und übergab ihm das vorhandene Material in der festen Zuversicht, es damit den besten Händen anzuvertrauen. Voll Zuversicht, wie er sie mit sich ins Grab genommen, wollen wir dem Abschlusse des Dechslınschen Lebenswertes entgegensehen!

Was Dechslı an Gelegenheitsarbeiten lieferte, würde bei einem Andern als umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit eingeschätzt werden müssen. Bei ihm ging das so nebenher. Für die Tagespresse schrieb er Rezensionen in großer Zahl. Dabei verstand er es, das Interesse für die besprochenen Werke bei den Gebildeten im allgemeinen zu wecken und doch in streng wissenschaftlicher Weise Kritik zu üben. Im Zürcher Taschenbuch ließ er manchen ansprechenden Beitrag erscheinen. Hiltys Jahrbuch benützte er gerne zu kürzeren Aufsätzen politisch-historischen Charakters, während die streng wissenschaftlichen Abhandlungen im Jahrbuch für schweizerische Geschichte Aufnahme fanden. Die Allgemeine Deutsche Biographie enthält eine Reihe interessanter Artikel von seiner Feder, zum Beispiel die Biographie Gilg Tschudis, eine kurze Zusammenfassung der Resultate, die er in seiner Antrittsvorlesung an der Zürcher Universität dargelegt. — Für Sammelchriften beim Jubiläum bekannter Gelehrter (Büdingen, Meyer v. Knouan und A.) hatte er stets etwas Hübsches bereit. 1889 steuerte er für die „Chronik der Kirchengemeinde Neumünster“ eine sehr gediegene „Historische Einleitung“ bei. Er ist Verfasser einer ganzen Reihe interessanter Neujahrsblätter. — Für die Fest-

schrift der Dozenten bei der Einweihung der neuen Zürcher Universität (1914) lieferte er einen wertvollen Beitrag über „Die Anfänge des Sonderbundes“. Dem verstorbenen Prähistoriker Dr. Heierli lieh er seine Hilfe bei der Abfassung seiner Urgeschichte des Wallis, sowie bei der Urgeschichte Graubündens. — Für eine umfassende Weltgeschichte, die von Gelehrten der Universität Cambridge in England herausgegeben wird, die aber leider durch den Krieg ins Stocken geraten ist, verfasste Dechslı eine Geschichte der Schweiz in der Neuzeit.

Als größte seiner Gelegenheitschriften, wenn diese Bezeichnung noch berechtigt ist, steht seine Geschichte der Gründung des Eidgenössischen Polytechnikums, mit einer Uebersicht seiner Entwicklung 1855 bis 1905, da, eine Leistung, die allerdings beim Erscheinen wohl gewürdigt, aber doch als bleibendes Denkmal noch nicht genügend geschätzt ist. Ein ungemein reiches Material steckt in den vierhundert Seiten dieses stattlichen Bandes, von dem man wohl behaupten darf, daß kein Anderer die gestellte Aufgabe in so schöner Weise hätte lösen können. Und wenn man erst weiß, in wie kurzer Frist und unter welch erschwerenden Umständen die Abfassung stattfand (größere Abschnitte wurden während der Tage der Erholung von einer Blinddarmentzündung auf dem Krankenlager geschrieben), so wird man hohe Achtung vor der Energie des unermüdlıchen Arbeiters empfinden. — Mit außergewöhnlichem Geschick verstand es Dechslı zu charakterisieren und es ist ein Vergnügen, nachzulesen, wie er mit wenigen Strichen die Gelehrten zeichnet, die berufen waren, die Grundpfeiler unserer obersten eidgenössischen Lehranstalt zu bilden.

Blieb neben dieser fast erdrückenden Tätigkeit als akademischer Lehrer, als Forscher und als Schriftsteller auch für den Menschen noch Zeit übrig? Ja, sogar noch sehr viel. Dechsl war ein zwar nicht vorlauter, aber doch stets lebhaft teilnehmender Mitarbeiter an allen Beratungen, zu denen er beigezogen wurde. Vor seinem Weggange von der Höheren Töchter Schule stellte er in Gemeinschaft mit dem Mathematiker und Physiker Dr. Johannes Stöfel und einem Vertreter der sprachlichen Fächer jene Vorschläge für die Reorganisation der Schule auf, die später wenigstens teilweise verwirklicht worden sind. — Wenn an der philosophischen Fakultät Reglemente zu revidieren oder Wahlen vorzubereiten waren, so galt seine Stimme viel. — Dem Polytechnikum verhalf sein sorgfältiges Gutachten ganz wesentlich zu der neuen Benennung als „Eidgenössische Technische Hochschule“. Man brauchte ihn auch zu solchen Dingen nur zu rufen, so stand er eifrig und hilfsbereit da.

Was er seiner Familie gewesen, gehört nicht in eine öffentliche Würdigung. Schweres hat ihm das Schicksal dort beschieden und doch auch viel Schönes. Eine Gattin, die in gesunden Tagen ihn mit heiterem Wesen Mühe und Arbeit erleichterte, und Kinder, die ihm heranwachsend und herangewachsen große Freude bereiteten, insbesondere auch durch ihre musikalische Begabung und durch das Interesse an dieser edeln Kunst, die ihm bis zuletzt so manche herrliche Stunde schenkte. Den Freunden war er ein treuer Freund und auch bei Meinungsverschiedenheiten fand man sich immer leicht wieder. Da gab es kein Nachtragen, man sprach sich offen, vielleicht auch einmal sogar scharf aus, aber das hinderte eine ungetrübte Fort-

dauer der Freundschaft nicht. Und doch war Dehslit kein Mann, der seine Ueberzeugung preisgab. Das zeigte er in den Kämpfen gegen diejenigen, die seine Geschichtsdarstellung angriffen. Es handelte sich um die Auffassung der Reformationszeit. Mit ganz zäher Festigkeit hielt er an dem, was seine Forschung ihn gelehrt hatte und ließ nicht mit sich markten.

Ehrungen nahm er dankbar entgegen und sprach nie davon. Die Universität Genf schenkte ihm bei Anlaß ihres Jubiläums den Ehrendoktor, von der Zürcher Hochschule erhielt er den Titel eines Doctor theologiae, nachdem er für das monumentale Zwingliwerk den prächtigen, umfangreichen Beitrag „Zwingli als Staatsmann“ gespendet und im Begriffe stand, bei der akademischen Zwingli-Gedenkfeier in der Peterskirche den Festvortrag zu halten „Zwingli als Stifter unserer Hochschule“. Der 5. Januar 1919 war der letzte Tag seines Auftretens vor der großen Oeffentlichkeit. Was für ein schöner Abschluß!

Eine große Erholung bildete für den fleißigen Arbeiter immer wieder das Reisen. Ausflüge an historische Orte in der Nähe, oder Fahrten in die Weite — Süddeutschland, Oesterreich, Frankreich, Rom — erhielten ihn frisch und fanden ihn aufnahmefähig. Ihn begleiten zu dürfen, war ein unvergeßlicher Genuß. War das ein frohes Wandern von Göschenen über die Furka, das Wallis hinunter und an den Genfersee! Was man nicht Alles gesprächsweise lernte über die Geschichte des Landes! Oder eine Reise nach den alten Nestern Frankreichs, vom schweizerischen St. Ursanne ausgehend nach Montbéliard, Besonçon bis nach Dijon. Wie konnte er erzählen von den Schicksalen des Burgunderlandes, wenn man am Abend die

prächtigen Weine an sich vorüberziehen ließ! Oder in Paris, wo man sich gegenseitig die Stätten vorführte, an denen man in schönen Studienzeiten gewohnt, sich vor die ehrwürdigen Bauwerke stellte und sich die großen Ereignisse vergegenwärtigte, deren Zeugen sie gewesen. — Wie lebendig wurde mir Frankreichs Geschichte, als wir zwischen den Königsgräbern von St. Denis wandelten. Ja, das war ein herrlicher Reisefamerad!

Dehslis letztes Lebensjahr war hart, da ihm der Tod seine Lebensgefährtin nach schwerer Krankheit entriß, und doch wieder schön und glücklich, als er sich der treuen Fürsorge seiner Kinder bewußt wurde und bei der Tochter ein neues Heim fand. Und wie lieblich sollte es ausklingen, als er von Weggis aus seine letzte Frühlingssfahrt nach dem Rigi unternahm und von der Höhe die Pracht eines neuen Lebens ahnen durfte: Am 26. April schied er von den Seinigen, von seinen zahlreichen Freunden und Kollegen, von den beiden hohen Lehranstalten, denen er durch Jahrzehnte seine besten Kräfte freudig geweiht hatte. Am Tage nach der Stiftungsfeier der Universität übergaben wir seine sterblichen Reste der Flamme. „Non omnis moriar“, darf der Bescheidene wohl von sich sagen, „Dauerhafter als Erz führt' ich ein Denkmal auf“. Seine Werke, sein edles Wesen, seine Liebe und Treue werden fortleben. Th. V.
